



Eröffnungsrede von Bundesrätin

Micheline Calmy-Rey

**Vorsteherin des Eidgenössischen Departements für
auswärtige Angelegenheiten**

**Internationaler Kongress: Gleichstellung
in den Städten (4.-5. April 2008)**

**Donnerstag, 3. April 2008
Zürich**

Es gilt das gesprochene Wort!

**Madame la présidente du Grand Conseil,
Monsieur le président du gouvernement,
Mesdames les conseillères d'État,
Monsieur le syndic,
Madame la conseillère municipale,
Mesdames et Messieurs,**

La politique étrangère de la Suisse place la promotion des droits de l'homme au cœur de ses priorités. C'est donc aussi une politique soucieuse des droits des femmes.

Le choix de Genève pour accueillir le site du Comité de l'ONU chargé de surveiller l'application de la convention contre la discrimination à l'égard des femmes a fait de la Suisse un haut lieu du dialogue international sur l'égalité entre les sexes. Hier encore, le Conseil fédéral a adopté le rapport périodique de la Suisse sur la mise en œuvre de cette convention et, vous l'avez certainement lu dans la presse, le Conseil des États a récemment approuvé le protocole additionnel à la convention contre la discrimination à l'égard des femmes. Ce qui signifie que la Suisse va maintenant pouvoir ratifier rapidement le protocole additionnel instaurant la procédure de communication individuelle. Cet engagement de la Suisse pour les droits des femmes lui crée des devoirs.

Je tiens à exprimer tous mes remerciements aux villes de Zurich, de Bâle, de Berne et de Genève pour ce témoignage vivant d'une Suisse fidèle à sa tradition de lieu d'échange et de réflexion. Je suis heureuse que cet échange ait lieu avec des spécialistes de l'Union européenne, notre principal partenaire, et qu'il porte essentiellement sur un sujet qui tient à cœur à la Suisse – et auquel j'attache moi aussi une importance stratégique dans la maîtrise des problèmes du XXI^e siècle.

Ce congrès s'inscrit dans le contexte de la Charte européenne pour l'égalité des femmes et des hommes dans la vie locale.

Ce n'est certainement pas un hasard si des représentants et des représentantes de grandes villes européennes sont aujourd'hui réunis ici autour de la mise en œuvre de cette charte. C'est dans les villes que s'amorcent les changements sociétaux. Tels des sismographes, elles sont les premières à détecter les fractures et les mouvements sociaux ; les premières donc à se trouver confrontées à la nécessité d'agir.

L'égalité entraîne à la fois rupture et fracture. Rupture vers une société façonnée autant par les femmes que les hommes. Et fracture parce que les déphasages du changement social font nettement ressortir les problèmes en suspens.

Au fil de ma carrière politique, j'ai appris combien il est important de se mettre en réseau pour résoudre les problèmes et atteindre des objectifs communs. Nous devons apprendre les uns des autres et nous gagnons à rassembler les forces créatives. Je suis convaincue que si les pionniers de l'égalité que comptent les villes européennes parviennent à s'entendre sur des problèmes transnationaux tels que les inégalités salariales ou la traite des femmes, ils lanceront une dynamique qui nous fera avancer à grands pas sur la voie de l'égalité.

Meine Damen und Herren,

Dieser Kongress ist eine wunderbare Gelegenheit, uns gemeinsam über Erfolge zu freuen und uns über "best practices" auszutauschen. Wir wollen aber auch die Hindernisse und Schwierigkeiten benennen und uns Mut machen, weiterhin hartnäckig an deren Beseitigung zu arbeiten. Selbst wir Schweizerinnen haben das Stimmrecht schliesslich doch noch erhalten.

Noch gibt es zahlreiche Bruchstellen, die einer Antwort seitens Gleichstellungspolitik harren. So zum Beispiel das Verhältnis von Erwerbsarbeit und Familienarbeit.

Die gleichberechtigte Partizipation der Frauen am Erwerbsleben ist heute ein allgemein anerkanntes Ziel. Bisher jedoch wurde die komplementäre Frage,

wer denn wann die Familienarbeit leisten soll in den meisten Ländern Europas nur unbefriedigend beantwortet.

Im Jahr 2000 wurde ausgerechnet, dass in der Schweiz unbezahlte Frauenarbeit einem Wert von rund 160 Milliarden Franken entspricht. Diese unbezahlte Arbeit wird zunehmen mit dem Trend zu Sparmassnahmen im Sozial- oder Gesundheitsbereich. Verkürzung von Spitalaufenthalten oder Abbau von Rehabilitierungsleistungen beispielsweise bedeuten nichts anderes als zunehmende Pflegeleistungen in privaten Haushalten, konkret: mehr unbezahlte Familienarbeit. Noch werden diese Auswirkungen der Sparpolitik und vor allem deren Folgen für die Partizipation der Frauen an der Erwerbsarbeit von der Politik noch viel zu wenig reflektiert.

Zudem gibt es weiterhin zu wenig familienexterne Kinderbetreuung, und unser Schulsystem behindert die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. In der Schweiz sind bereits 38 Prozent der zwischen 1960 und 1964 geborenen Frauen mit Hochschulabschluss kinderlos. Einer der wichtigsten Gründe dafür dürfte sein, dass sie zwischen Familie und Karriere entscheiden mussten, und dann die Karriere gewählt haben.

Frauen, die Kinder *und* Karriere wählen, begeben sich in Teufels Küche. Die unbefriedigende Situation bezüglich ausserhäuslicher Kinderbetreuung führt zu einem permanenten Jonglieren zwischen beruflichen und häuslichen Pflichten. Die vor allem in der deutschen Schweiz noch nicht ganz ausgestorbene Ansicht, dass nur Rabenmütter ihre Kinder täglich in Fremdbetreuung geben, setzt berufstätige Frauen zusätzlich unter Druck. Dies und die exorbitanten Kinderbetreuungskosten – die Schweiz gehört mit mehr als einem Drittel des Durchschnittseinkommens zu den diesbezüglich teuersten Ländern - führt dazu, dass in der Schweiz der Anteil der teilzeiterwerbenden Frauen überdurchschnittlich hoch ist. Teilzeitarbeit wirkt sich leider jedoch weiterhin negativ auf die Karriere der Frauen aus.

Übernehmen Frauen mit Kindern ein volles Pensum wird es ihnen übel genommen, wenn sie den Arbeitsplatz pünktlich verlassen, um das Kind aus der Krippe zu holen. Und wagt ein Kind, ausgerechnet dann Masern zu

bekommen, wenn die Mutter in einer wichtigen Projektphase steckt, schützen nur noch Nerven aus Stahl vor einem Kollaps. Auch das ist nicht gerade eine günstige Startposition für einen raschen Weg nach oben.

In Termini der Wirtschaftstheorie haben wir es hier mit einer Wettbewerbsverzerrung zu tun. Solange die unbezahlte Familienarbeit mehrheitlich von den Frauen geleistet werden muss, verzerrt sie als zusätzlich zu meisternde Hürde den Wettbewerb um gute Jobs zu Ungunsten der Frauen. Dies gilt auch für den Wettbewerb um Spitzenpositionen, wo angeblich die Besten gebraucht würden.

Meinen Damen und Herren

Solange die Familienarbeit nicht zu gleichen Teilen auf männlichen und auf weiblichen Schultern lastet, ist das Ziel einer Gleichstellung im Erwerbsleben eine Illusion.

Das Problem der Familienarbeit wird nur teilweise gelöst durch vermehrte Bereitstellung von ausserfamiliären Kinderbetreuungsplätzen. Auch die Appelle an die Männerwelt, doch bitte auch mal den Einkauf zu besorgen, das Kind aus der Krippe zu holen oder bei Schularbeiten zu helfen, werden im Leeren verhallen, solange die Gesellschaft und insbesondere die Arbeitgeber weiterhin so tun, als ob für das Private eine Vollzeithausfrau zur Verfügung stünde.

Um die Wettbewerbsverzerrung im Erwerbsleben zu beseitigen, sind Staat und Wirtschaft gleichermaßen gefordert.

Eine tatsächliche Gleichstellung ist dort nur möglich, wenn die Wirtschafts- und Sozialpolitik konsequent die unbezahlte Familienarbeit mitberücksichtigt und Rahmenbedingungen schafft, welche die Gleichstellung auch im Familienleben fördern.

Die noch ungelösten Probleme im Bereich der Familienarbeit werden von gewissen Kreisen genutzt, um die Frauen wieder an den Herd zu schicken. Dazu wird das Loblied der Familienarbeit gesungen und es werden selbst alte, längst widerlegte Mythen aus der Mottenkiste geholt, wie etwa der Mythos, dass Kleinkinder ohne omnipräsente Mutter schweren Benachteiligungen ausgesetzt würden, oder es wird gar unterstellt, dass arbeitende Mütter Brutstätten von Jugendgewalt seien.

Ich bin überzeugt, dass die Mehrheit der Frauen von heute nicht mehr zurück an den Herd will. Die Mehrheit der Frauen will ihren Beitrag sowohl in der Familie als auch in der Gesellschaft leisten. Aber sie will dies in Würde tun und mit Rahmenbedingungen, die ihr nicht eine Doppel- oder gar Dreifachbelastung aufbürden.

Meine Damen und Herren

Fatale Auswirkungen auf die Gleichstellung hat nicht nur der blinde Fleck der Familienarbeit. Auch Stereotypen behindern die gleichberechtigte Mitwirkung der Frauen an Entscheidungsprozessen auf allen Ebenen: Es sind dies Klischees, die unermüdlich reproduziert werden und die als Folie für die Wahrnehmung – und leider oft auch für die Selbstwahrnehmung – der Frauen dienen. Die berüchtigte gläserne Decke, so wage ich zu behaupten, besteht zu einem guten Teil auch aus Geschlechter-Stereotypen, aus unhinterfragten Vorurteilen zu spezifischen Eigenschaften von Frauen und von Männern. Erst wenn wir alle, Frauen und Männer, uns von diesen Stereotypen befreit haben, können wir die tatsächlichen Leistungen von Frauen adäquat würdigen.

Ich erfuhr ja persönlich in den letzten Tagen und Wochen medialen und politischen Anschauungsunterricht in Stereotypen so zu sagen am eigenen Kopf! Von weit rechts bis aber auch links wird mir vorgeworfen, dass ich bei einem offiziellen Arbeitsbesuch im Iran ein Kopftuch getragen habe. Es geriet scheinbar etlichen Männern, leider aber auch Frauen, die sich sonst im Bundeshaus lauthals für die Wirtschaftsinteressen einer unabhängigen Schweiz einsetzen, in den falschen Hals, dass ich im Rahmen meiner aktiven Aussenpolitik auch wichtige Interessen wie die Sicherheit der

Energieversorgung verteidige. Nun ich will keine Grundsatzdebatte lostreten, aber etwas ausholen und konkreter werden möchte ich dennoch. Ich bin nämlich überzeugt, dass dies ein hervorragendes Beispiel der Herausforderung der Gleichstellung ist. Ist das Tragen eines Kopftuchs ein Menschenrecht oder ein Zeichen der Unterwerfung der Frauen?

Wir leben heute, zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in einer Welt, die kein kleines Dorf mehr ist mit einer einzigen Kirche darin und einer einzigen und übersichtlichen Weltsicht oder einer einzigen Religion. Sondern wir leben in einer Welt, die durch die nicht zuletzt mediale „Globalisierung“ vieldeutig geworden ist und verschiedenste Kulturen, Sprachen und Zeichen auf einander treffen. Wir müssen uns heute wieder darum bemühen, dass wir uns verständigen können und dass das, was wir sagen und meinen, auch so verstanden wird, wie wir es gemeint haben. Das ist nicht selbstverständlich. Und es ist auch nicht immer einfach.

Noch vor wenigen Jahren oder Jahrzehnten sah es in der westlichen Welt so aus, als ob die Religionen – auch die christliche Religion – ihre einstige Verbindlichkeit in Sachen Werte und Orientierung verloren hätten; die Kirchen leerten sich, man sprach von der „Säkularisierung“ Dazu kam, dass die Trennung von Kirche und Staat auch dazu führte, dass religiöse Symbole in Schulhäusern und öffentlichen Räumen immer seltener zu sehen waren.

Und trotzdem haben wir heute eine Situation, in der die Religionen mitsamt den religiösen Symbolen und Befindlichkeiten wieder in unserem Alltag zurück gekommen sind und eine nicht zu unterschätzende Rolle spielen. Auch in der Schweiz sind wir aktuell Zeugen davon, dass die vermeintlich „globalisierte“ Welt nicht ein einziges Wertesystem kennt, sondern dass es deren viele und unterschiedliche gibt, die plötzlich aufeinander stossen; und zwar hier und heute, in Zürich oder in Genf, im aargauischen Hunzenschwil oder in einem Walliser Bergdorf.

Lassen Sie mich zum Punkt kommen: Was ist der Unterschied zwischen einem Tuch und einem Kopftuch? Und weshalb ist es heute für eine Frau plötzlich gefährlich geworden, ein Kopftuch zu tragen? Woran erkennt man, was ein Mensch denkt? Welche Werthaltung er oder sie für sein Leben für richtig

erachtet? Welcher religiösen oder kulturellen Überzeugung er oder sie ist? Machen wir ein paar Beispiele:

Ist ein Mann, der einen Bart trägt, ein Anhänger des Islams? Oder ein Kaiser-Wilhelm-Fan¹? Oder nur jemand, der sich nicht jeden Tag rasieren will? Ist eine junge Frau, die um den Hals ein paar grosse Kreuze trägt, ein Gruftie, eine Punkerin, eine Modeschmuck-Anhängerin oder eine strenggläubige Katholikin, die sich an die Sexualmoral der Katholischen Kirche hält? Ist eine Frau, die in der Öffentlichkeit ein Kopftuch und eine Sonnenbrille trägt, eine unterdrückte Muslimin oder eine Frau, die sich an Grace Kellys Stil der 1950er Jahre orientiert? Würde Simone de Beauvoir heute, wenn sie mit ihrem orientalischen Turban oder einem Kopftuch auftreten würde – was sie beides öfters tat –, ein klares frauenfeindliches Signal geben? Oder noch schärfer: Ist eine Frau, die *kein* Kopftuch trägt, immer eine Feministin und eine, die eine Kopfbedeckung trägt, immer ein unterdrücktes Wesen? Bin ich, wenn ich mich als Politikerin über Jahre für die Gleichstellung der Frauen einsetze, eine Feministin, und wenn ich eine halbe Stunde ein weisses Foulard trage, eine Verräterin an der Sache der Frauen bzw. eine „Ikone der unterdrückten Frau“, wie dies einige unverfrorene Kolumnisten behaupten? Meine Damen und Herren. An diesen Beispielen kann man sehen, worum es wirklich geht, bei der sogenannten „Kopftuch“-Frage. Das Skandalöse an der ganzen Sache nämlich ist, dass es Menschen gibt, die der Meinung sind, dass einzig sie allein bestimmen, was ein Zeichen ist und was es bedeuten soll.

Aber: Noch nie hat man die Geisteshaltung eines Menschen an einem äusseren Zeichen ablesen können. Zeichen sind mehrdeutig und vielfältig, und sie sind ebenso mehrdeutig und vielfältig interpretierbar. Und wenn jemand zu wissen meint, dass ein weisses Stück Stoff – wie ich es im Iran getragen habe – aus mir eine unterdrückte Frau macht, dann ist das zunächst einmal lächerlich und absurd. Übrigens ich habe meinen iranischen Amtskollegen ja wiederholt in der Schweiz oder in New York getroffen. Nie hätte er gefordert, dass ich ein Kopftuch trage, oder hätte ich zur Bedingung gemacht, dass er seinen Bart abrasiere. Er, genau so wie ich, respektierten gewisse Sitten des Gastlandes.

¹ Der deutsche Kaiser Wilhelm I. (1797 – 1888) trug einen Bart, der eine berühmte Bart-Mode mit Backen- und Knebelbart initiierte.

Aber zweitens – und darum geht es mir –: in dieser Interpretation liegt eine ungeheure Bevormundung, ja eine Anmassung der Interpretation, die nicht nur meine Meinungs- und Denkfreiheit missachtet, sondern auch meine Souveränität als handelnder, sprechender und Zeichen gebender Mensch. Das, was ich – als Privatperson oder als Aussenministerin – darstelle und bin, das hängt von *meinem* Denken und Handeln ab und nicht von der Auslegung eines Journalisten oder eines Politikers. Alles andere sind Anmassungen, Bevormundungen und Vorurteile, und die haben in der Geschichte der religiösen Auseinandersetzungen eine allerdings lange und tragische Rolle gespielt.

Seit Jahren und Jahrzehnten setze ich mich als Frau und nun auch als Aussenministerin für die Verbesserung der Menschenrechte, der Frauenrechte und für den interkulturellen Dialog ein. Das ist eines meiner zentralen politischen Anliegen und eine Botschaft, die ich in dieser und jener Form immer wieder zu vermitteln suche. Und die man in der Öffentlichkeit längst verstanden hat, sei es auf dem Rütli oder in New York oder im Sudan oder im Nahen Osten. Wenn jemand nun behauptet, der Hauch eines weissen Tuches mache mich zu einer weiblichen Ikone der Unterdrückung, dann ist das lächerlich, polemisch und dumm. Und es zeigt vor allem, dass die so Polemisierenden nicht sachlich argumentieren können, sondern nur ihre eigenen Vorurteile und politischen Kalküle spazieren führen und dabei der Meinung sind, sie verfügten über die Alleinherrschaft in der Interpretation von Zeichen und Symbolen. Das wäre eine Meinungsdictatur, die sich gar nicht um die echte Bedeutung von Zeichen und Symbolen kümmert.

Wir aber leben in einer freiheitlichen und wertpluralen Gesellschaft. Macht ist Definitionsmacht. Als Frau und als Aussenministerin definiere ich selber, was ich wie meine. Und wenn ich als Aussenministerin in einem islamischen Land vorübergehend – aus Gründen der Höflichkeit, der politischen Klugheit, der Subversion, als verdeckte Botschaft oder weshalb auch immer – ein weisses Tuch trage, dann habe ich weder einen Tschador noch eine Burka angezogen, und ich bin auch nicht zu einer unterdrückten Frau geworden. Sondern: Ich bin und bleibe weiterhin Aussenministerin der Schweizerischen Eidgenossenschaft, ein denkendes und handelndes Mitglied der Regierung und der Exekutive mit einem klar erkennbaren aussenpolitischen Programm.

Es gilt auch die Verhältnismässigkeit zu wahren. Natürlich ist der den Frauen auferlegte Zwang, ein Kopftuch zu tragen eine unerträgliche Diskriminierung der Frau. Ich finde es aber stossend, ein Kopftuch als das eigentliche Symbol von Verletzungen der Menschenrechte zu betrachten. Ich war im Iran und habe in aller Schärfe die Steinigung von Frauen kritisiert. Nicht nur das: Im Menschenrechtsdialog mit Iran versuchen wir ganz konkret, diese unsäglichste, abscheulichste und erniedrigendste Form der Frauen- und Menschenrechtsverletzung zu beseitigen. Das ist eine verantwortungsvolle Politik. Zu Hause auf der Ofenbank über ein Kopftuch klagen, bringt den Opfern nichts.

Was uns Frauen aber in dieser Diskussion am meisten zu Denken geben sollte, ist der mitunter gehörte Vorschlag, es hätte halt ein männliches Mitglied der Landesregierung in den Iran reisen sollen, dann hätten wir nun nicht diese Kopftuch-Diskussion. Ja, das möchten vielleicht gewisse Männer in diesem Land, dass wir Frauen wieder am Herd stehen. Aber das wäre die Allianz der Konservativen dieser Welt, sei es im Mittleren Osten oder in Europa. Das können wir nicht zulassen. Gestatten Sie mir noch einen letzten Hinweis: Auch Shirin Ebadi, die iranische Menschenrechtsaktivistin, die 2003 den Friedensnobelpreis erhalten hat, trägt, wenn sie in den Iran zurückkehrt, ein Kopftuch. Und zwar nicht, weil sie sich dem unfreien iranischen Regime unterwirft. Sondern, weil sie die diktatorische Interpretation der Zeichen unterläuft. Und darum geht es. Ein Kopftuch ist ein Kopftuch und ein Bart ist ein Bart. Und ein Kopf, der frei denken kann und nicht unterdrückt ist, ist ein freier Kopf, ob mit oder ohne Bart oder mit oder ohne Kopftuch.

Die ganze Kopftuchdiskussion zeigt auch, dass wir Frauen noch zu oft von Geschlechterstereotypen geprägt. Wir neigen dazu, den gesellschaftlichen Rollenerwartungen zu entsprechen und haben die gesellschaftliche Abwertung von Frauen internalisiert. Wir trauen uns zu wenig zu und wir getrauen uns zu wenig. Es macht uns Mühe, etwas für uns zu fordern, Ansprüche anzumelden. Irgendwo tief in uns drinnen steckt noch zu oft das Gefühl, dass uns gewisse Dinge nicht zustehen. Ich bin überzeugt, dass ein guter Teil der Lohndiskriminierung dadurch entsteht, dass sich Frauen bei der Lohnverhandlung zu rasch zufrieden geben. Und mit solchen

Verhaltensmustern, meine Damen, befinden wir uns mitten im Teufelskreis der Geschlechterstereotypen: Genau so nämlich sieht und will uns die Gesellschaft: Bescheiden, stets bereit, etwas für andere zu tun und das Eigeninteresse hintanzustellen.

Meine Damen und Herren

Ich wünsche Ihnen einen kreativen, produktiven Kongress und viele gute Begegnungen!

Danke für Ihre Aufmerksamkeit.